

## Warum verlor Deutschland den Zweiten Weltkrieg?

### I. Fragestellung und These

Die Vorstellung, dass der Zweite Weltkrieg von Deutschland und seinen Verbündeten gewonnen worden wäre, hat etwas alptraumhaft Unwirkliches. Wir verweigern uns dieser Vorstellung vermutlich vor allem darum, weil sie uns zwänge, unsere eigene Existenz völlig neu zu definieren, hätten wir doch all das Schreckliche mitzudenken, für das der Nationalsozialismus steht. An diesen Schrecken zu denken übt zwar auf manche Menschen eine erhebliche Faszination aus, doch beruht diese – ähnlich wie im Falle von Horrorliteratur – gerade auf der Gewissheit, dem Schrecken selber nicht ausgesetzt zu sein.

Die Niederlage Hitlerdeutschlands erscheint uns darüber hinaus wohl auch darum selbstverständlich, weil wir dazu neigen, sie letztlich als einen Akt historischer Gerechtigkeit anzusehen, wird doch am Ende bestraft, wer den Krieg entfesselt und den Völkermord vollstreckt hat. Selten in der Geschichte sei ein Krieg, so formulierte der amerikanische Autor Michael Bess, von so vielen Menschen zugleich als so gerecht empfunden worden wie der Krieg gegen Hitler. Vor allem in der angelsächsischen Welt scheint tatsächlich bis heute der Glaube ungebrochen, dass es vor allem die eigenen hohen moralischen Prinzipien gewesen seien, die den Weg zum Sieg gewiesen hätten.

Derartige Argumente beeindruckten den Historiker freilich nur wenig. Nichts nämlich deutet darauf hin, dass „die Geschichte“ (was immer man darunter verstehen mag) sich nach Prinzipien von Fairness und Gerechtigkeit entwickelt. Kein historisches Gesetz verbürgt, dass das Böse scheitert. Auch ein „good war“ (und als solcher wird der Zweite Weltkrieg vor allem in den USA bis heute fast uneingeschränkt betrachtet) kann verloren gehen. In der Tat ist der Zweite Weltkrieg denn auch, angefangen von Churchills Erinnerungen bis hin zu Werken namhafter Historikern unserer Tage, immer wieder als „a remarkable reversal of fortunes“ dargestellt worden, d.h. als ein lange Zeit unentschiedenes, ja fast schon verlorenes Ringen, in dessen Verlauf sich die Waagschale des Sieges erst spät, nach vielen verlustreichen Schlachten langsam zugunsten der Alliierten neigte.

In ganz ähnlichem Sinne, nur umgekehrt, hat auch die überlebende deutsche Generallität den Krieg vorzugsweise gedeutet. Wie ein roter Faden durchzieht ihre Erinnerungen zumeist die Gewissheit, dass der Krieg hätte gewonnen werden können, hätte nicht ein dilettantischer Diktator durch schwere operative und strategische Fehlentscheidungen die Pläne der Generalstäbler durchkreuzt. Generalfeldmarschall von Manstein zum Beispiel gab seinen Memoiren den programmatischen Titel „Verlorene Siege“ und ließ seine Leser nicht im Zweifel darüber, wer denn die deutschen Siege errungen und wer sie dann leichtfertig verspielt habe. Wie schon nach dem Ersten Weltkrieg blieb das Vertrauen der Militärs in die eigenen Fähigkeiten auch nach der zweiten vernichtenden Niederlage binnen einer Generation scheinbar unerschüttert. War es einst der „Dolchstoß“ gewesen, so war es nun Hitlers Dilettantismus, welcher – in Verbindung mit einer erdrückenden zahlenmäßigen personellen und materiellen Überlegenheit des Gegners – die Niederlage verschuldet habe. Eine solche Haltung war ernsthafter Selbstkritik wenig förderlich, sondern verfestigte nur allzu lange die Legende von den „besten Soldaten“.

Der Deutung des Zweiten Weltkrieges als eines langen, wechselvollen Ringens entspricht eine Fülle von Büchern, die sich mit angeblichen „Wendepunkten“ dieses globalen Konflikts beschäftigen. Schon der Begriff des Wendepunktes, des *turning point* suggeriert dabei, dass der Krieg von einem bestimmten Zeitpunkt an eine grundlegend andere Richtung genommen habe. Je nach Sichtweise sei der Weg hin zur Niederlage verlassen und die Straße des Sieges betreten worden, oder eben umgekehrt.

Aus guten Gründen hat sich die Historiographie des *turning point* als zählebig erwiesen. Einer geschlagenen und erniedrigten deutschen Kriegsgeneration vermittelte sie das Gefühl, doch zumindest ein ebenbürtiger Gegner gewesen zu sein. Zugleich bedient sie in den Gesellschaften der ehemaligen Siegermächte ein bis heute dominierendes Verständnis des Krieges im Sinne eines „Wir sind noch einmal davongekommen...“. Dieses Bewusstsein bildet die Grundlage für den Stolz all Jener, die ihre jeweilige Heimat einst unter Einsatz ihres Lebens retteten, für den Dank des Vaterlandes und für die gesellschaftliche Anerkennung, die ihnen dafür bis heute zuteil wird. Jede Behauptung, derzufolge das ‚Dritte Reich‘ auch oder gar vor allem an sich selbst gescheitert, Hitlers Krieg womöglich von vornherein kaum gewinnbar gewesen sei, setzt sich somit fast zwangsläufig dem Missverständnis aus, die ungeheuren Opfer, die von Streitkräften weltweit – in erster Linie aber von der Roten Armee – zur Niederringung Hitlerdeutschlands erbracht wurden, zu relativieren.

Ein zentrales Erklärungselement in der „Wendepunkt“-Geschichtsschreibung bilden tatsächliche oder vermeintliche Fehlentscheidungen auf operativer oder strategischer, auf politischer oder wirtschaftlicher Ebene. Diskutiert werden dabei bisweilen angebliche Entscheidungsalternativen, die sich bei einer den historischen Kontext einbeziehenden Analyse freilich schnell als unrealistische Annahmen herausstellen. Die Stammtischfrage danach, wie der Krieg wohl verlaufen wäre, hätte Deutschland bloß die Sowjetunion nicht angegriffen, ist historiographisch irrelevant allein darum, weil Hitler nicht Hitler gewesen wäre, wenn er auf die Erfüllung seines Lebenstraumes, die Eroberung von „Lebensraum“ im Osten, freiwillig verzichtet hätte.

Von solcherart unhistorischen Argumenten abgesehen, spielten im Zweiten Weltkrieg – wie in jedem anderen Krieg auch – Fehlentscheidungen in der Tat eine wichtige Rolle: Der Krieg hätte vielleicht einen anderen Verlauf genommen, wenn Hitlers viel-diskutierter Dünkirchen-Befehl 1940 anders ausgefallen wäre, wenn er die Sowjetunion 1941 einen Monat früher angegriffen oder sich mit seinen Generalen früher auf die operativen Ziele des „Barbarossa“-Unternehmens verständigt hätte. Auch die Festlegung auf einen anderen, den eigenen Kräften angemesseneren Operationsansatz im Falle der „Operation Blau“ 1942 oder ein rechtzeitiges Eingehen auf Stalins Friedensfühler hätten den Ablauf der Ereignisse womöglich nachhaltig verändert.

Dem ließe sich entgegenhalten, dass auch Hitlers Gegner – insbesondere Stalin, aber zuvor bereits auch die französische und britische Führung – immer wieder haarsträubende Fehlentscheidungen getroffen haben, von denen die deutsche Kriegführung erheblich profitierte. Kriege, so ließe sich in Anlehnung an Clausewitz gerade auch in Bezug auf den Zweiten Weltkrieg formulieren, bestehen nun einmal aus einer Vielzahl von Fehlentscheidungen aller beteiligten Parteien. Entschieden werden sie letztlich zu Gunsten jener Seite, die einige Fehler weniger macht. Die Frage, warum die Führung des Deutschen Reiches im Zweiten Weltkrieg offenkundig mehr (bzw. gravierendere) Fehler beging als die Gegenseite, soll im Mittelpunkt der nachfolgenden Ausführungen stehen. Handelte es sich um eine Kette von Zufällen? Lag es an der Persönlichkeit des deutschen Diktators? War es das schiere Missverhältnis der Kräfte?

Ergebnisse der internationalen, vor allem aber auch der deutschen Forschung (einschließlich meiner eigenen) legen die Vermutung nahe, dass die Ursachen grundsätzlicherer Art sind. Es sind nämlich vielfältige strukturelle Defizite und Fehlentwicklungen im politischen und militärischen Machtapparat Deutschlands erkennbar geworden, die

uns nötigen, gängige Vorstellungen von der Leistungsfähigkeit des NS-Regimes im industrialisierten Weltkrieg zu überdenken. Auf die Gefahr unziemlicher Vereinfachung hin, seien im Folgenden fünf eng miteinander verwobene Systemfehler skizziert, die es in ihrer Gesamtheit – so unsere These – von vornherein unwahrscheinlich machten, dass Deutschland den von ihm entfesselten Krieg als ganzen hätte gewinnen können.

## **II. Das Fehlen einer kohärenten ‚grand strategy‘**

Das augenfälligste Defizit der deutschen Kriegführung war das Fehlen einer durchgängigen, klaren und in sich schlüssigen strategischen Gesamtkonzeption. Als der Krieg 1939 begann, bestand z.B. unter den politischen und militärischen Entscheidungsträgern in Großbritannien längst Übereinstimmung darüber, dass man einem langen Krieg von mindestens dreijähriger Dauer entgegensähe, den Großbritannien schon allein aufgrund seines Ressourcenmangels nur mit Unterstützung von außen, d.h. seitens des Commonwealth und der Vereinigten Staaten von Amerika würde durchstehen können. Einen vergleichbaren Konsens über den Charakter des Krieges und die sich daraus ergebende Strategie gab es in Deutschland nicht. Zwar machte die geopolitische Lage des Reiches in der Mitte Europas operative Konzepte für kurze Kriege fast zu einer Notwendigkeit, doch folgt daraus nicht, dass die politischen, militärischen und wirtschaftlichen Eliten des Landes sich darüber auf eine umfassende Blitzkriegsstrategie verständigt hätten.

So hat sich zum Beispiel gezeigt, dass allein im Spätjahr 1939 nicht weniger als drei strategische Konzepte rasch aufeinander folgten. Anfangs war man davon ausgegangen, ein isoliertes Polen mit einer begrenzten Zahl von Truppen gleichsam in einer erweiterten ‚Polizeiaktion‘ überwältigen zu können. Das Muster hierfür bildeten die erfolgreichen Überfälle auf Österreich und die Tschechoslowakei, nur das diesmal mit militärischem Widerstand zu rechnen war. Dann, nach der Kriegserklärung der Westmächte am 3. September, fürchtete man, sich auf einen Jahre währenden Krieg einstellen zu müssen. Angesichts der augenscheinlichen Untätigkeit der Alliierten im sogenannten ‚Sitzkrieg‘ dominierte wenig später aber schon wieder die Hoffnung, den Krieg durch eine kurzfristige Mobilisierung aller verfügbaren Kapazitäten doch noch zu einem schnellen Ende bringen zu können.

Auch der Feldzug gegen Frankreich entsprang, wie die neuere Forschung bewiesen hat, keineswegs einer sorgfältig geplanten Blitzkriegsstrategie, sondern basierte ledig-

lich auf einem ebenso riskanten wie brillanten operativen Konzept, das von einem Außenseiter entworfen und von Hitler als so genannter ‚Sichelschnitt‘-Plan gegen den Rat der eigentlich zuständigen Generalstäbe durchgesetzt worden war. Nicht weniger als drei alternative Konzepte waren in den Monaten zuvor ausgearbeitet und verworfen, der Angriffstermin selber nicht weniger als achtundzwanzigmal verschoben worden. Der für die meisten Beobachter diesseits wie jenseits der Front unerwartet rasche und durchschlagende Erfolg der deutschen Offensive war weder zufällig noch vorherbestimmt. Er basierte auf operativer und taktischer Überlegenheit gegenüber einem falsch vorbereiteten und bündnispolitisch schlecht koordinierten Gegner, nicht minder freilich auch auf einer gehörigen Portion Glück.

Im hier diskutierten Zusammenhang entscheidend ist die Feststellung, dass der kolossale militärische Triumph über Frankreich im Sommer 1940 den Keim für das spätere strategische Scheitern Deutschlands bereits in sich trug. Er stürzte den deutschen Diktator und seine Berater nämlich in ein schwer lösbares strategisches Dilemma, dessen sich in der Euphorie der Stunde freilich nur wenige bewusst waren. Die – von der amerikanischen Administration gedeckte – Unnachgiebigkeit Londons nämlich drohte dem Deutschen Reich jenen langen Krieg aufzunötigen, auf den es (wie schon 1914) weder von seinen personellen noch von seinen materiellen Ressourcen her vorbereitet war. Tatsächlich dürfte die seit spätestens Mitte Juli auch aus Berliner Sicht unzweideutige Haltung des britischen Gegenspielers Hitler um den eigentlichen – vielleicht wichtigsten – politischen Triumph seines Westfeldzugs gebracht haben. In dieser Situation erschien die Aussicht auf einen sich noch über Jahre hinziehenden europäischen Krieg allein schon darum beunruhigend, weil auf der Hand lag, dass die riesigen territorialen Gewinne des ersten Kriegsjahres auf Dauer nur mit jenen Mitteln zu behaupten sein würden, mit denen sie errungen wurden. Die Verteidigung des deutschbesetzten Kontinents zwischen Nordkap und Biskaya drohte militärische Kräfte in einem Maße zu absorbieren, das auf längere Sicht die weitere aktive Kriegführung des Reiches ernsthaft beeinträchtigen musste. „Die Schwierigkeiten liegen“, so schlussfolgerte Staatssekretär Ernst Freiherr v. Weizsäcker Ende Juni, auf dem Höhepunkt der Euphorie, mit bemerkenswerter Weitsicht, „weniger in der augenblicklichen Lage als in der künftigen Entwicklung. Denn die Erhaltung unseres Erfolges durch militärische Machtmittel muss zur Überanstrengung führen.“

Erst jetzt sollte eine umfassende Blitzkriegsstrategie den Ausweg aus dem Dilemma weisen. Im Rahmen einer komplexen Gesamtplanung für den Krieg gegen Russland mussten dazu Rüstungsproduktion, Personalwirtschaft und militärische Ausbildung

präzise aufeinander abgestimmt werden. Personelle Verluste, der Ausfall an Pferden und der zu erwartende Materialverschleiß, Munitions- und Treibstoffverbrauch, Transportkapazitäten und Nachschubwege – all das und noch viel mehr musste für die angesetzte Feldzugsdauer an Hand von Schätzwerten, die zumeist auf den Erfahrungen des Krieges gegen Frankreich basierten, kalkuliert werden.

Bekanntlich hielten diese Plandaten allesamt den Realitäten des Krieges im Sommer 1941 nicht stand. Spätestens mit Beginn der großen sowjetischen Winteroffensive in der zweiten Dezemberwoche 1941 war allen Hauptakteuren klar, dass Deutschlands erster strategisch geplanter Blitzkrieg gescheitert war. Was dies bedeutete, dämmerte dem deutschen Diktator bereits Mitte November, als er prognostizierte, dass die beiden Feindgruppen in diesem neuerlichen Weltkrieg sich gegenseitig nicht vernichten können und ein Verhandlungsfrieden darum wahrscheinlich sei.

Nachdem mit der ‚Operation Blau‘ im folgenden Sommer auch der zweite Anlauf zur Niederringung der Sowjetunion misslungen war, waren Hitler und seine Generale strategisch am Ende ihres Lateins. Wie wenig den deutschen Diktator strategische Gesamtplanungen noch interessierten, illustriert die Tatsache, dass die letzte ihm vorgelegte globalstrategische Lageanalyse vom 10. Dezember 1942 datiert. Es gab mithin während der ganzen zweiten Hälfte des Krieges kein wie auch immer geartetes Konzept für eine erfolgreiche Fortsetzung des Krieges mehr. Was von der überlebenden deutschen Generalität später als „strategische Defensive“ ausgegeben wurde, war im Grunde nichts anderes als eine Defensive ohne Strategie, d.h. eine Taktik des Haltens um jeden Preis. Selbst Hitler, gemeinhin nicht zur Selbstkritik neigend, musste nun einräumen, sich nur noch von Monat zu Monat durchzuwursteln.

### **III. Die Unfähigkeit zur Koalitionskriegführung**

Neben der strategischen Konzeptionslosigkeit stellte die politisch, militärisch und ideologisch bedingte Unfähigkeit zu Bündnispartnerschaft und Koalitionskriegführung eine weitere schwere Beeinträchtigung der deutschen Kriegsanstrengungen dar. Zweifellos gab es einige mehr oder weniger erfolgreiche Ansätze zur Koalitionskriegführung sowohl zwischen Deutschland und Italien als auch zwischen Deutschland und Finnland, doch beschränkten sie sich auf die rein operative Ebene und die hierfür in Frage kommenden Kriegsschauplätze. Weitreichende Absprachen, wie sie in den diversen Komitees und gemischten Stäben der Westalliierten über Fragen der Strategie und Kriegsziele, der Rüstungsproduktion und Logistik getroffen wurden, waren unter den

Achsenmächten praktisch unbekannt. Als z.B. der finnische Oberbefehlshaber, Marschall Mannerheim, Hitlers wichtigster Verbündeter im Kampf gegen die Sowjetunion, am 28. Juni 1942 erstmals das Führerhauptquartier besuchte (und damit einen überraschenden Finnlandbesuch Hitlers drei Wochen zuvor erwiderte), erfuhr er in einer für ihn vorbereiteten „Schaulage“ erstmals davon, dass deutsche Truppen zur selben Stunde im Begriff standen, Deutschlands zweiten Sommerfeldzug gegen die Sowjetunion zu eröffnen.

Als besonders fatal erwies sich, dass ausgerechnet das Bündnis mit Japan, dem mit Abstand kriegsstärksten Partner des Reiches, letztlich kaum mehr als eine propagandistische Fassade blieb. Verträge wie der Dreimächtepakt zwischen Berlin, Rom und Tokio vom September 1940 oder die Abgrenzung der strategischen Interessensphären entlang des 70. Längengrades im Januar 1942 waren substanzlose Absichtserklärungen. Ihm gehe es darum, so hatte Hitler im Oktober 1941 zu verstehen gegeben, „die *kontinentale* Vorherrschaft auszukosten; jeder Gedanke an Weltpolitik ist lächerlich, solange man den Kontinent nicht beherrscht“.

Diese Haltung, an der er auch nach Pearl Harbor festhielt, kann nicht einfach als globalpolitische Blindheit eines allein in kontinentalpolitischen Herrschaftsträumen befangenen Diktators abgetan werden. Vielmehr spiegelte sich in ihr die Einsicht, dass Deutschland die Kräfte und Möglichkeiten zu einer globalen Koalitionskriegführung ganz einfach fehlten. „Die Leute träumen in Kontinenten“, kommentierte denn auch Generaloberst Halder, der Chef des Heeresgeneralstabs, sarkastisch den ‚großen Plan‘ der Seekriegsleitung, wonach der Schwerpunkt der deutschen Kriegsanstrengungen 1942 auf eine von Deutschland und Japan zangenähnlich gegen das Britische Empire – konkret: gegen den Nahen Osten und Indien – zu führende Großoffensive gelegt werden sollte.

Die Gründe für die allort fehlende strategische Zusammenarbeit mit den Verbündeten waren weder zufälliger Art noch allein durch die Umstände des Krieges bedingt, sondern zugleich tief in der Natur des NS-Regimes verankert. Nicht nur tat man sich in Berlin wesentlich schwerer als z.B. in London, die Grenzen eigener Macht und eigener Möglichkeiten und damit die Notwendigkeit einer nachhaltigen Bündnispolitik anzuerkennen. Der NS-Führung fehlte es auch an den ideologischen Voraussetzungen echter Koalitionskriegführung. Die Fähigkeit zum Kompromiss war dem nationalsozialistischen Denken ebenso fremd wie eine Anerkennung von Gleichberechtigung und der Wille zur Fairness. In Bezug auf Japan kamen rassenideologische Vorbehalte

hinzu, bedauerte Hitler doch, dass der gesamte ostasiatisch-pazifische Raum nunmehr der „weißen Rasse“ verloren gehe. Die Bündnisse, die NS-Deutschland einging, waren aus diesen und anderen Gründen zumeist nur deklamatorische Propagandaakte. Seine Verbündeten behandelte das Reich kaum als Partner, sondern als Hilfsvölker. Konsequenterweise begann sich das Achsenbündnis denn auch von dem Augenblick an aufzulösen, als die militärische Kraft des zunächst übermächtig scheinenden Deutschen Reiches ihren Zenit überschritten hatte. Bis zum Sommer 1944 hatte sich das Bündnis der Ungleichen fast vollständig aufgelöst.

Auch die alliierten Mächte bildeten, wenn man sich die kaum überbrückbaren Gegensätze vor allem zwischen den Westmächten und der Sowjetunion vor Augen hält, zweifellos eine „strange alliance“. Der entscheidende Unterschied ist jedoch, dass innerhalb dieser – zu Recht als ‚Anti-Hitler-Koalition‘ bezeichneten – Allianz jede Macht ein ureigenes Interesse an der Niederlage Deutschlands hatte. Dem gegenüber verfügte Hitlers eigene Koalition über gar keinen gemeinsamen Feind. Während die Sowjetunion der Hauptgegner sowohl des totalitären Deutschland als auch des demokratischen Finnland war, unterhielt Japan ein Neutralitätsabkommen mit Moskau. Auch Mussolinis Italien hatte kein unmittelbares Interesse an einen Krieg gegen die Sowjetunion, sondern nahm an ihm vorwiegend teil, um bündnispolitisch Augenhöhe mit dem mächtigen deutschen Nachbarn im Norden zu demonstrieren. Dieser wiederum hätte es am liebsten gesehen, wenn sich die angelsächsischen Seemächte, also die Hauptgegner Japans wie Italiens, so lang als möglich vom Kriege ferngehalten bzw. später wieder aus ihm zurückgezogen hätten. Ungarn und Rumänien schließlich – beide Verbündete des Deutschen Reiches – betrachteten sich wechselseitig als die eigentlichen Todfeinde.

#### **IV. Die Irrationalität der Entscheidungsverfahren**

Der vielleicht gravierendste, in seinen Auswirkungen auf die Kriegführung überraschenderweise aber bislang kaum systematisch erforschte Systemfehler des NS-Regimes war der irrationale Charakter seiner strategischen Entscheidungsprozesse. Man mag es als einen späten Triumph der nationalsozialistischen Propaganda ansehen, dass das ‚Führerprinzip‘, auf dem sie beruhten, noch Jahrzehnte nach dem verlorenen Krieg gemeinhin als ein besonders stromlinienförmiger Befehlsweg von besonderer Effizienz galt. Demnach erteilte der ‚Führer‘ in völliger Unabhängigkeit seine Weisun-



gen, denen die Gefolgschaft auf den verschiedenen Ebenen der Hierarchie im Rahmen ihrer jeweiligen Zuständigkeitsbereiche Gehorsam leistete. Ein solches System hatte, soweit es überhaupt funktionierte – und dies tat es nur bedingt –, zweifellos gewisse Vorteile, erlaubte es dem Diktator doch, in von ihm klar überschaubaren Situationen schnelle Entscheidungen zu treffen und so zunächst seine innen-, später dann seine außenpolitischen Gegner immer wieder zu überraschen.

Mit nur geringer Übertreibung wird man sagen dürfen, dass die bemerkenswerten Erfolge, die der Nationalsozialismus anfangs mit der Implementierung der totalitären Diktatur, bald aber auch in seiner Außenpolitik sowie in den Anfangsjahren des Krieges militärisch errang, zu einem wesentlichen Teil auf dieses Überraschungsmoment zurückzuführen waren. Selber nur einem geringen Abstimmungsbedarf unterworfen, vermochte der Diktator seine jeweiligen Gegner durch schnelle, flexible und mitunter unkonventionelle Entscheidungen immer wieder vor vollendete Tatsachen zu stellen, nicht ohne ihren Widerstandsgeist durch anschließende Wohlverhaltens- und Friedensbeteuerungen zu lähmen.

Es liegt auf der Hand, dass ein solch gleichbleibend schlichtes Muster zunächst erfolgreicher Regelverletzungen sich auf die Dauer abnutzen musste, insofern es jedes Vertrauen in die Berechenbarkeit deutscher Politik untergrub. Im hier diskutierten Zusammenhang wichtiger ist, dass das auf die Entscheidungsgewalt eines Einzelnen zugeschnittene ‚Führerprinzip‘, welches solcher Politik zugrunde lag, nur funktionieren konnte, solange die für eine Entscheidung maßgeblichen Gesamtumstände für den Diktator überschaubar blieben. Unter den Bedingungen eines in höchstem Grade industrialisierten und damit gesamtgesellschaftlich organisierten Krieges von globalen Dimensionen waren indes immer wieder Entscheidungen zu treffen, deren jeweilige Voraussetzungen, Begleiterscheinungen und Folgewirkungen die Beurteilungsmöglichkeiten eines einzelnen Menschen überstiegen, selbst wenn dieser jener „größte Feldherr aller Zeiten“ gewesen wäre, als welchen die NS-Propaganda Hitler stilisierte und der Volksmund (‚Gröfaz‘) ihn später verspottete.

In Großbritannien wurden daher alle komplexen Entscheidungen durch ständige oder eigens eingerichtete Stäbe und Komitees vorbereitet, in denen militärische und zivile Vertreter aller zuständigen Ressorts nach Lösungsmöglichkeiten für gegebene Probleme suchten, Alternativen erwogen und sich auf gemeinsame Empfehlungen an das War-Cabinet zu verständigen bemühten. Dies war immer wieder ein mühseliger und bei aller Routine doch zeitraubender Prozess, der mitunter zu Verzögerungen führte, wo schnelleres Handeln geboten gewesen wäre. Und doch war das angelsächsische

Komitee-System dem deutschen Führerprinzip in mindestens zweierlei Hinsicht deutlich überlegen: Zum einen ermöglichte es eine weitgehend rationale Entscheidungsplanung, bei der man idealiter davon ausgehen durfte, Kosten und Nutzen strategischer Entscheidungen halbwegs realistisch einschätzen zu können. Aufgrund der einem Kriege eigentümlichen Unwägbarkeiten erwies sich diese Erwartung zwar im Einzelfall bisweilen als Illusion, auf die Dauer jedoch als gerechtfertigt, weil die Komitees gerade dank ihrer Systemrationalität immer wieder aus zuvor begangenen Fehlern zu lernen verstanden.

In Deutschland gab es all dies nicht oder nur in Ansätzen. Obwohl es nicht an Stäben und Kommissionen mangelte, wurden strategische Schlüsselentscheidungen im Führerhauptquartier nur selten – nach 1941 überhaupt nicht mehr! – umfassend und systematisch vorbereitet. Vielmehr handelte es sich bei ihnen in aller Regel entweder um persönliche Entscheidungen Hitlers oder aber um das mehr und minder willkürliche Resultat eines unter den Ressortverantwortlichen zur Gewohnheit gewordenen Wettlaufes um die Gunst des Diktators. Allein schon die Bestimmung des Kreises jener militärischen und zivilen Würdenträger, denen überhaupt ein Immediatrecht beim ‚Führer‘ zugestanden wurde, folgte dabei weniger sachlichen Gesichtspunkten als vielmehr den kaum durchschaubaren Regeln persönlicher Beziehungen.

Hitlers schon erwähnte Entscheidung für Mansteins Sichelschnittplan im Frühjahr 1940 stellt beileibe nicht das einzige Beispiel für das ungeordnete *decision-making* im Führerhauptquartier dar. Auch die Entscheidung für das Unternehmen ‚Barbarossa‘, den Angriff auf die Sowjetunion, wurde von Hitler unter Missachtung der Ratschläge seiner wichtigsten militärischen Fachleute getroffen: Noch während Letztere darüber berieten, ob sie ihrem Obersten Befehlshaber einen begrenzten Krieg gegen Stalins Reich empfehlen oder nicht lieber von einem solchen abraten sollten, entschied Hitler sich für eine dritte Lösung: den totalen Vernichtungskrieg. Obwohl dieser einen beinahe doppelt so starken Kräfteansatz erforderte wie die von den Generalstäblern erwogene ‚kleine Lösung‘, brauchte Hitler den Widerspruch seiner Militärs nicht mehr zu fürchten. Seit dem triumphalen Sieg über Frankreich war seine Stellung auch als militärischer Führer unangreifbar geworden.

Die Zahl der Beispielfälle lässt sich leicht vermehren: Die deutsche Kriegserklärung gegenüber der stärksten Industriemacht der Welt, den Vereinigten Staaten von Amerika, im Dezember 1941 war ebenfalls das Ergebnis einer von Hitler einsam getroffenen Entscheidung. Ihre mittel- und langfristigen Implikationen waren zuvor niemals

systematisch studiert und erörtert worden. Nur wenige Wochen später, als das Scheitern von ‚Barbarossa‘ evident geworden war, entschied Hitler sich trotz grundlegend veränderter globalstrategischer Rahmenbedingungen, im Sommer 1942 einen zweiten Feldzug gegen die Sowjetunion – die so genannte Operation ‚Blau‘ – zu unternehmen. Nach den unerhörten personellen und materiellen Verlusten der Wehrmacht und der ebenso unerwartet hohen Widerstandsfähigkeit der Roten Armee hätte man erwarten können, dass diese Entscheidung erst nach einer sorgfältigen Analyse der dem Deutschen Reich, aber auch der Sowjetunion noch verbliebenen Kampfkraft getroffen worden wäre. In der Tat wurden umfassende Untersuchungen in Hinblick sowohl auf das eine als auch auf das andere in Auftrag gegeben. Als ihre Ergebnisse dann vorgelegt wurden, waren die Würfel zugunsten einer neuerlichen Ostoffensive indes längst gefallen. Die grundlegende Studie des OKW über die deutsche „Wehrkraft 42“ erreichte den Führer just an dem Tage, als die deutschen Truppen zu ihrer neuerlichen Sommeroffensive antraten.

Die hier skizzierten Entscheidungen waren das Ergebnis weder von Pannen noch von bürokratischer Desorganisation. Es würde auch zu kurz greifen, sie einfach Hitlers persönlichen Neigungen zuzuschreiben. In mancher Hinsicht nämlich war Churchills Naturell jenem des deutschen Diktators durchaus ähnlich: auch der britische Premier tendierte dazu, sich unter dem Einfluss weniger Vertrauter ein eigenes Bild von den Dingen zu machen, statt sich auf die Berichte seiner Oberkommandos zu verlassen. Auch er sympathisierte oft mit unkonventionellen strategischen oder operativen Vorschlägen, die ihm Außenseiter unterbreiteten. Entsprechend groß war die Mühe der britischen Generalstabschefs, die allzu oft obsessive Vorstellungs- und Willenskraft ihres Premierministers in Zaum zu halten. Erbitterte Streitigkeiten über Wert und Machbarkeit, Kosten und Nutzen einzelner Operationen waren an der Tagesordnung. Der entscheidende Unterschied zu Deutschland bestand indes darin, dass sich all diese Konflikte und Friktionen in Großbritannien im Rahmen eines insgesamt gut organisierten und seit dem Ersten Weltkrieg bewährten Systems von *decision-making* abspielten, dessen Träger etablierte Institutionen mit klar definierten Verantwortungsbereichen waren.

All dies existierte in Deutschland nicht oder war im Zuge der NS-Herrschaft in Frage gestellt worden. Zwar gab es noch ein Kabinett, aber keine Kabinettsitzungen mehr. Die traditionellen Ministerien existierten nach wie vor, hatten zumeist jedoch ihren einst

entscheidenden Einfluss eingebüßt. So etwa wurde Außenpolitik nicht mehr im Auswärtigen Amt gemacht, das längst „vom Motor zum Getriebe“ degradiert worden war. Auch gab es ein Oberkommando der Wehrmacht, aber es hatte keine Kommandogewalt über die Wehrmachtteile. Daneben existierten Dutzende *ad hoc* gebildeter Stäbe von ‚Sonderbeauftragten‘ und ‚Reichsbevollmächtigten‘ mit stetig wechselnden Zuständigkeiten, die in anhaltenden Positionskämpfen ihren Platz im polykratischen Gefüge der NS-Herrschaft zu behaupten und auszubauen versuchten.

Was in Großbritannien *cum grano salis* als ein Gesamtsystem sich verschränkender Zuständigkeiten funktionierte, stellt sich in Deutschland als ein hochgradig fragmentiertes, ja zerklüftetes Führungsensemble dar, welches nur durch die Abhängigkeit jedes seiner Teile von der Gunst des Diktators zusammengehalten wurde. Hitler selbst förderte solche Fragmentierung, bevorzugte er doch die Zusammenarbeit mit Individuen gegenüber einer solchen mit Gruppen. Wie ausgeprägt diese Neigung war zeigt die Tatsache, dass er von Kriegsbeginn bis zum Jahresende 1941, d.h. während der ersten 28 Monate des Krieges, die Oberbefehlshaber seiner drei Wehrmachtteile nur insgesamt dreimal um sich versammelte. Drei weitere Male traf er sich zu Besprechungen mit zweien von ihnen; die für die Kriegführung zentrale Gruppe der Generalstabschefs von Heer, Luftwaffe und Marine traf er als solche gar nur ein einziges Mal.

Ein solcher Führungsstil hatte zweifellos den Vorteil, Hitlers persönliche Position innerhalb seines Herrschaftssystems zunehmend unangreifbar zu machen, führte jedoch zwangsläufig zu einer fatalen Aufsplitterung der Verantwortungsbereiche. Am Ende fühlte sich niemand anders als Hitler selbst mehr zuständig und kompetent, Deutschlands Kriegslage zu beurteilen und die notwendigen Schlüsse daraus zu ziehen. Man sei nur mehr ein „hochbezahlter Unteroffizier“ vertraute ein Generaloberst denn auch schon 1942 resigniert seinem Tagebuch an.

## **V. Organisationsdefizite**

Für Länder wie Deutschland oder auch Großbritannien, die nur über begrenzte demographische Mobilisierungsreserven verfügten, und überdies knapp an eigenen materiellen Ressourcen waren, stellte der moderne industrialisierte Krieg vor allem ein Organisationsproblem dar. Nur ein organisatorisch effizientes Management des Krieges versprach zu schonen, was am kostbarsten war: Zeit, Kräfte und Reserven. In dieser Hinsicht konnten sich die USA, konnte sich auch die Sowjetunion mit ihren jeweils schier endlosen Strömen an personellen und materiellen Ressourcen Fehler erlauben,

die für das Deutsche Reich tödlich waren. Umso bemerkenswerter – und angesichts der Organisationswut des NS-Staates auf den ersten Blick überraschend – ist die Unfähigkeit Deutschlands, den ‚totalen Krieg‘ so zu organisieren, wie es notwendig gewesen wäre. Erneut ist der Vergleich zu Großbritannien aufschlussreich. Das Vereinigte Königreich war ein Land von ähnlich begrenzten Ressourcen wie Deutschland, besaß in seinem weltweiten Commonwealth jedoch einen ebenso starken Rückhalt wie in seinen privilegierten Beziehungen zu den USA als der weltweit führenden Industriemacht. Deutschland andererseits hatte sich aus freien Stücken mit Nationen verbündet, die – mit der Sowjetunion als einziger Ausnahme – alle noch rohstoffärmer waren als das Reich und daher teilweise von dessen Lieferungen abhingen. Auch und gerade unter dem Aspekt der Rohstoffsicherung war Hitlers Bündnis mit Stalin im August 1939 daher als ein besonders geschickter Schachzug des deutschen Diktators angesehen worden.

Dass Hitler die prekäre Partnerschaft mit seinem einzigen im großen Stil exportfähigen Verbündeten 1941 aufkündigte, um auch diesen mit Krieg zu überziehen, stellte die ohnehin überforderte deutsche Kriegs- und Rüstungswirtschaft vor kaum zu lösende materielle und personelle Probleme. Von Anfang an nämlich erwies sich der deutsche Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion auch als ein Selbstvernichtungskrieg: Die Weiten Russlands wurden nicht nur zu einer unüberschaubaren Müllhalde für die Rüstungsgüter des Reiches, sondern auch zu einem Massengrab für seine Soldaten. ‚Blutige Verluste‘ von durchschnittlich monatlich ca. 100.000 (in späteren Jahren bis zu 200.000) Männern, erlitten durch Tod oder Verwundung auf vorwiegend sowjetischen Schlachtfeldern, führten schnell zu anhaltenden erbitterten Auseinandersetzungen zwischen Wehrmacht, Industrie und Partei.

Die Frage nach der angemessenen Verteilung dessen, was Generalfeldmarschall Keitel einmal als „Sparstoff Mensch“ bezeichnete, wurde zur vielleicht größten organisatorischen Herausforderung für das Regime, an der es schließlich auch scheiterte. Die bereits erwähnte Fragmentierung und Zersplitterung der deutschen Führungsinstanzen, deren systembedingt mangelnde Binnenkooperation und wechselseitige Rivalität trugen zu diesem Scheitern nicht unwesentlich bei. So sind rigide innenpolitische Maßnahmen zur Durchsetzung des ‚totalen Krieges‘ bekanntlich nicht nur zu spät, sondern auch allzu halbherzig in Angriff genommen worden. Während sie von den einen forciert wurden, wurden sie von den anderen torpediert, wobei der Schutz eigener Privilegien, die Sorge um die Moral der Bevölkerung im Falle als unzumutbar empfundener Belastungen, aber auch das Bemühen um die Wahrung weltanschaulicher Grundsätze eine

Rolle spielten. So etwa waren die beiden letztgenannten Umstände maßgeblich dafür verantwortlich, dass trotz chronischen Menschenmangels die Mobilisierung von Frauen für den Kriegseinsatz spürbar geringer ausfiel als im Ersten Weltkrieg, geringer aber auch zum Beispiel als in Großbritannien.

Auch alle Bemühungen, das von Deutschland besetzte Europa für die Zwecke der deutschen Kriegführung zu mobilisieren, erfüllten nicht die Erwartungen. Theoretisch lagen hier zwar jene personellen und materiellen Ressourcen, derer das Reich so dringend bedürfte, doch führten alle Versuche ihrer Abschöpfung sehr schnell in einen Teufelskreis von Repression und Widerstand. Die systematische Abwälzung von Kriegslasten auf die besetzten Länder sowie deren zunehmend brutale ökonomische Ausbeutung hatten zwar einen – vor allem in Westeuropa – erheblichen Zugewinn an Arbeitskraft und Kapital zur Folge. Gleichwohl blieb alles in allem die Produktivität unter deutscher Herrschaft im Vergleich zu den Vorkriegsjahren überall wesentlich geringer. Stattdessen wuchs der Hass gegenüber den Okkupanten und stärkte die Widerstandsbewegungen in ganz Europa. Diese Spirale wechselseitiger Radikalisierung hat das NS-Regime niemals aufzubrechen vermocht.

## **VI. Die Fallstricke der Ideologie**

Starke ideologische Überzeugungen, seien sie nun religiöser oder säkularer Art, haben in der Geschichte bekanntlich immer wieder vermocht, Kriegsbegeisterung auszulösen oder auch den Durchhaltewillen und die Leidensfähigkeit einer vom Krieg betroffenen Bevölkerung zu stärken. Der Fortschrittsglaube der Französischen Revolution bietet hierfür ebenso Beispiele wie die diversen Nationalismen des 19. und 20. Jahrhunderts oder der radikale Islamismus unserer Tage. Auch der Nationalsozialismus als weltanschauliche Glaubenslehre hat zu einem nicht unerheblichen Teil dazu beigetragen, die deutsche Bevölkerung über Jahre hinweg trotz zunehmender Entbehrungen und einer Flut von Hiobsbotschaften auf immer neue Kriegsanstrengungen zu verpflichten. Letztlich bedeutender freilich dürfte die destruktive Rolle gewesen sein, welche die NS-Ideologie im Rahmen der deutschen Kriegführung spielte. Zwei Beispiele mögen dies veranschaulichen.

Kriegführung braucht, wie jeder Truppenführer weiß, Optimismus; dies gilt für die strategische nicht weniger als für die taktische und operative Ebene. Kriegführung braucht aber auch Realismus, und die Kunst überlegener Führung besteht darin, das eine mit dem anderen zu verbinden. Im Falle des Dritten Reiches ist eben dies zumindest auf

der Ebene der strategischen Führung nicht gelungen. Vielmehr konditionierten weltanschauliche Grundsätze den Blick auf die Kriegslage in dem Sinne, dass der Optimismus zu einem Dogma erhoben, Realismus hingegen als Defätismus diskreditiert wurde. Anders als zum Beispiel in Großbritannien wurden Führungsstäbe in Deutschland offenbar kaum jemals angewiesen, die möglichen Konsequenzen einer zu erwartenden Niederlage auf dem Schlachtfeld in Rechnung zu stellen, um gegebenenfalls rechtzeitig Gegenmaßnahmen ergreifen zu können. Niemandem in Deutschland wäre es – es sei denn in geschützter Umgebung – eingefallen, die Eventualität einer Niederlage etwa bei El Alamein, bei Stalingrad oder in der Normandie offen zu diskutieren. Um dem Defätismus-Vorwurf zu entgehen, zogen es die Führungsstäbe von Wehrmacht und Heer zumeist vor, in ihren an den ‚Führer‘ adressierten Memoranden *best-case-* statt *worst-case-*Szenarien zu präsentieren. Vor allem wurden eigene Möglichkeiten überbetont, eigene Fehler heruntergespielt, erlittene Rückschläge in Chancen umgedeutet. Gefahren wurden zwar benannt, aber die sich aus ihnen ergebenden, häufig katastrophalen Konsequenzen allenfalls verklausuliert angedeutet.

Aufklärungsdienste wie etwa die Abteilung ‚Fremde Heere Ost‘ im Oberkommando des Heeres oder das Wehrwirtschafts- und Rüstungsamt im Oberkommando der Wehrmacht, die in ihren Prognosen oftmals auf Schätzungen angewiesen waren, tendierten lange Zeit dazu, die Stärke vor allem des sowjetischen Gegners grob zu unterschätzen. Neben dem Defätismus-Tabu dürfte dabei auch eine Rolle gespielt haben, dass man sowjetischen ‚Untermenschen‘ überlegene rüstungswirtschaftliche, logistische oder allgemein organisatorische Leistungen gar nicht erst zutraute. Als später dann die Überlegenheit der Roten Armee immer offenkundiger wurde, wurde die Einschätzung ihrer Leistungsfähigkeit zwar realistischer, doch vermied man peinlichst, sich daraus ergebende Schlussfolgerungen für die eigene Kriegführung offen anzusprechen.

Der verheerende Einfluss der nationalsozialistischen Weltanschauung wurde auch in ganz anderer Hinsicht spürbar: Sie machte das Regime und seine Protagonisten, allen voran Hitler selbst nämlich unfähig zum Frieden. Der Begriff des Friedens kam im Wörterbuch des Nationalsozialismus als solcher gar nicht vor. Das Leben der Individuen wie der Völker wurde vielmehr als ein unablässiger ‚Kampf ums Dasein‘ angesehen; Frieden konnte es demnach nur im Sinne einer Atempause zwischen den Waffengängen geben. „Grundsätzlich glaube ich“, so bemerkte der Diktator 1942 in vertrauter Runde, „das ein längerer Friede wie 25 Jahre jeder Nation schadet. Die Völker brauchen einen Blutverlust zu ihrer Regeneration [...]“. Jeder Friedensschluss, der etwas

anderes sei als ein Siegfrieden, war aus Hitlers Sicht ein Akt der Feigheit: Die Welt aber „ist nicht da für feige Völker“.

Die Aggressivität des NS-Regimes, sein konstantes Expansionsbedürfnis und die stete Radikalisierung, die Hitlers Politik und Strategie auch während der Kriegsjahre charakterisierte, hatten also tiefe ideologische Wurzeln. Es erscheint daher müßig, darüber zu diskutieren, ob z.B. im Sommer 1940 eine realistische Chance für einen Friedensschluss in Europa bestanden habe oder nicht. Vielleicht hätte ein anderer britischer Premierminister als Churchill Hitlers (subjektiv wohl ernst gemeintes) Angebot zu einer Beilegung der Feindseligkeiten nach der überraschenden Niederlage Frankreichs angenommen. Indes hätte eine solche Konstellation eben nicht zu einer nationalsozialistisch dominierten ‚Friedensordnung‘ in Europa geführt, sondern lediglich dazu, dass Hitler nun völlig ungestört die Erfüllung seines Lebenstraumes, den Angriff gegen die Sowjetunion, hätte ins Auge fassen können. Auch als im folgenden Jahr dieser Lebenstraum dann tatsächlich vor der Erfüllung zu stehen schien, hatte sich die Einstellung des Diktators zum Frieden nicht geändert: „Die Leute träumen heute von einer großen Weltfriedenskonferenz“, ließ er im Spätsommer 1941 seine Mittagsrunde wissen; indes führe er lieber „zehn Jahre Krieg, als dass ich mir den Sieg auf solche Weise wegstehlen lasse“.

Selbst als 1943 und 1944 angesichts der nun konkret drohenden Niederlage des Reiches eine wachsende Zahl hochrangiger Generale, Diplomaten und Parteigenossen durchblicken ließ, dass sie eine politische Initiative begrüßen würden, um mögliche Chancen eines Sonderfriedens (sei es mit Russland, sei es mit Großbritannien) auszuloten, lehnte Hitler brüsk ab. Für den Charakter des Regimes bezeichnender als die Ablehnung selbst ist der schier unglaubliche Umstand, dass die Frage einer möglichen politischen Beilegung des Krieges während der internen Beratungen der militärischen und zivilen Führungsstäbe des Reiches offenbar nicht ein einziges Mal auf der Tagesordnung gestanden hat. Lediglich aus den Gesprächen mit verbündeten ausländischen Staatsmännern – insbesondere mit Mussolini – ließ sich das Thema nicht vollständig verbannen, wurde aber stets erfolgreich marginalisiert. Anders als etwa in Großbritannien gab es in Hitlers Deutschland nicht einmal ein Forum, das sich zur Erörterung dieser vielleicht wichtigsten aller Fragen angeboten hätte; das Thema während einer der täglichen militärischen Lagebesprechungen Hitlers anzusprechen, wagte niemand. So blieben denn nur mehr oder minder diskrete Wege, die Frage eines möglichen Sonderfriedens an den Diktator heranzutragen – meist im Vieraugengespräch oder in Form persönlicher Denkschriften. In allen diesen Fällen fiel es Hitler



leicht, das Thema einfach zu ignorieren, sich in Ausflüchte zu retten oder den Gesprächspartner auf einen späteren Zeitpunkt zu vertrösten.

## **VII. Fazit**

Geschichte gilt nach allgemein vorherrschender Anschauung als ein offener Prozess, dessen Ausgang durch keinerlei historische Gesetze vorherbestimmt ist. Solche Offenheit bedeutet freilich nicht, dass in einer gegebenen historischen Situation alles gleichermaßen möglich wäre. Es gibt Entwicklungen, die wahrscheinlicher sind als andere. Dem Zeitgenossen mag, aber muss dies keineswegs erkennbar sein. Bisweilen erschließt sich erst aus historischer Sicht, dass Kräfteverhältnisse anders gelagert waren, als es zunächst den Anschein hatte. Eben dies scheint mir im Falle des Zweiten Weltkrieges zuzutreffen. Was den Zeitgenossen als ein Ringen auf Messers Schneide erschien und in zahllosen einzelnen Schlachten zweifellos auch war, stellt sich dem Historiker in der Rückschau als ein höchst ungleicher Konflikt dar.

Dass die Alliierten ihn für sich entscheiden konnten, war sicherlich in erster Linie der Tapferkeit ihrer Soldaten und der Opferbereitschaft ihrer jeweiligen Bevölkerung – allen voran der sowjetischen – zu verdanken. Tapfer aber und opferbereit waren deutsche Soldaten und Zivilisten nicht minder. Der entscheidende Unterschied, aus dem sich der eindeutige Ausgang des Krieges zugunsten der Alliierten erklärt, liegt in einer Reihe gravierender Strukturdefizite des politischen und militärischen Regimes in Deutschland. Das Fehlen einer strategischen Gesamtkonzeption in Verbindung mit der Unfähigkeit zu echter Koalitionskriegführung, die Irrationalität in der Entscheidungsplanung, die Überforderung in der Organisation des eigenen Machtbereichs sowie nicht zuletzt die ideologisch bedingte Tabuisierung unerwünschter Sachverhalte, – all dies zusammengenommen lässt das Dritte Reich rückblickend als wenig geeignet erscheinen, einen gesamtgesellschaftlichen Krieg von globalen Dimensionen erfolgreich zu bestehen.

Diese Untauglichkeit kontrastiert auf das Schärfste mit der geradezu obsessiven Kriegsversessenheit, welche der NS-Bewegung seit ihren Anfängen eigen war. Es war dieser immer wieder zelebrierte Kriegergeist, der die Alliierten, aber auch viele Deutsche in den Vorkriegsjahren zu einer Überschätzung der militärischen Möglichkeiten des Reiches geführt hatte. Später waren es dann die eindrucksvollen operativen Leistungen der Wehrmacht auf dem Schlachtfeld, die den Blick der Zeitgenossen auf die systemischen Unzulänglichkeiten des NS-Staates trübten. Diese Unzulänglichkeiten

lassen sich nicht allein mit Hitlers Persönlichkeit erklären, sondern wurzelten zu einem wesentlichen Teil tief in den politischen und militärischen Traditionen Deutschlands. In mancher Hinsicht verstand der Diktator das Wesen des modernen Krieges sogar besser als die meisten seiner Generale, ganz zu schweigen von der Masse seiner parteipolitischen Paladine. Was er freilich nie verstand, war die einfache Tatsache, dass der moderne Krieg Probleme von einer Komplexität hervorbringt, welche die Möglichkeiten eines auf personaler Führerherrschaft gegründeten Regimes bei weitem übersteigen.

(Eine mit Belegen versehene Druckfassung des Beitrages findet sich in dem von Christian Th. Müller und Matthias Rogg herausgegebenen Sammelband „Das ist Militärgeschichte! Probleme – Projekte – Perspektiven“. Paderborn 2013, S. 103-121)